

Gerade habe ich mich an den Strand, die Rambla, gesetzt, mir einen Mate eingeschenkt und ausgeschlürft, den Laptop geöffnet und meinen Blick über die Ozeandampfer am Horizont schweifen lassen. Es ist Spätsommer, aber diese Tage sind nochmal richtig heiß geworden. Als zu uns die E-Mail mit der Erinnerung an einen neuen Bericht kam, ist es mir anfangs sehr schwer gefallen, ein Thema, eine Form zu finden, mit der ich die letzten Monate gut fassen kann. Hier am Strand von Buceo, meinem Viertel, konnte ich meine geistige Blockade bei Wind um die Nase und Wellen im Ohr aufbrechen. Dieser Bericht soll also nicht nur Update sein, sondern sich mit einem Thema genauer und intensiver befassen, so gut das eben auf 4 Seiten möglich ist. Deswegen werde ich im ersten Teil auf einen für mich höchstinteressanten Bereich des Freiwilligendienstes hier in Uruguay eingehen, der zweite Abschnitt widmet sich dann mehr meiner persönlichen Entwicklung.

„¡Uruguay NO MÁS!“, ruft der Profe lautstark, während er sich mit anderen estudiantes abmüht einen tief vergrabenen Holzpfahl aus dem Boden zu ziehen. In diesem Moment ist es ein Ausdruck von dem letzten bisschen Motivation, der Aufgabe nach einer halben Stunde gerecht zu werden und sich endlich einen Mate einschenken zu können. Gefolgt wird dieser von dem ebenfalls typischen „¡VAMOS ARRIBA!“, als der Pfahl endlich aus der Erde flutscht. Doch symbolisiert dieser Ausruf auch in vielschichtiger Weise die Beziehung der uruguayos zu ihrem Heimatland, so einfach sie wirken und kompliziert sie sein mag. Ich versuche hier, dem Uruguayischen Patriotismus und den Konflikten, den die Menschen mit ihm haben, näher zu kommen, versuche ein Bild zu zeichnen, dass ich mir über die letzten 7 Monate durch Mate-Momente, kleine Erlebnisse und besondere Erfahrungen bilden konnte. Dabei kann und soll es auch kein vollständige Aufschlüsselung des Themas sein, sondern mehr Einblick in einzelne Ansichten geben, sei es von Mitarbeitenden, Carnivalsfeiernden oder neugefundenen Freundschaften aus Montevideo.



Meine erste Begegnung mit uruguayischer Begeisterung war bei einem Stadionbesuch zum Spiel Uruguay - Peru. Die Hinchas (Fußballfans) waren über und über mit hellblau-weißen Klamotten und Accessoires bedeckt, die Trommeln wurden ohrenbetäubend und gleichzeitig beeindruckend kunstvoll geschlagen, das Team des als sicher geltenden Heimspiels wurde in vollem Eifer angefeuert und gewann unter phantastischem Feuerwerk und live-Einlage des internationalen bekannten Sängers Jorge Drexler. Wir als frischgebackene WG standen direkt im Hincha-Block, etwas überwältigt von dem Sich-Verlieren aller Anwesendem in dem Nationalheiligtum Fußball, trotzdem fühlte ich mich zu keinem Zeitpunkt unwohl; zwei junge Uruguayos feierten mit uns und ließen uns die noch bestehende Barriere aus Kulturschock

und fehlendem Sprachverständnis beim Selfie vergessen.

Diese Begeisterung ist eine Seite der Uruguayischen Beziehung, die die Menschen hier zu ihrem Land führen; sie zeigt sich natürlich im Fußball, aber auch beim längsten Carnival der Welt und seinen farbenfrohen Umzügen, die ich im Februar erleben durfte. Die ganze Stadt, das ganze Land und - so wirkt es - das ganze Volk feiert begeistert in den Straßen bei Candombe und Samba und lauscht und lacht zu den Murgas (satirische, mehrstimmige Chöre, die Themen, die das Land im letzten Jahr bewegt haben, besingen) auf allen öffentlichen Plätzen. Es ist ganz normal, dass an jedem Haus, jeder Einrichtung und sogar in meinen Projekten Flaggen des Landes hängen, etwas, dass ich aus Deutschland so irgendwie nicht gewohnt bin. Es ist schon allgegenwärtig, die Liebe zur patria (Vaterland), die viele hier zu Uruguay verspüren. Dazu passt auch dieser eine Ausruf „¡Uruguay NO MÁS!“, der direkt übersetzt soviel wie „Uruguay - nicht mehr!“ oder „Uruguay ist genug!“ bedeutet. Er beschreibt die Zufriedenheit, die die uruguayos empfinden, dass ihr Land gut genug ist, so wie es ist.

Die andere Seite dieser Beziehung erkannte ich zuerst an den Wandmalereien, die die Straßen meines Arbeitsweges säumen. Sie zeigen eine Form der Auseinandersetzung mit politischen Themen, sei es der Konflikt im Nahen Osten, wo sich die Wände eindeutig für Palästina stark machen („¡No es guerra - es genocida!“ -> „Es ist kein Krieg - es ist Genozid!“) über harsche und eindeutige Kritik an der Regierung („¡Vende la patria!“ -> „Er verkauft die Heimat!“) Zum feministischen Kampftag, der in Montevideo mit lauter, lilaner und riesiger Demo begangen wurde („¡Ni las mujeres ni la Tierra Somos Territorio de conquista!“ -> „Weder Frauen noch die Erde sind Ort für Eroberung!“). Die uruguayos - so zufrieden sie auch sein mögen - habe ich als kämpferisch wahrgenommen, die wissen, was in ihrem Land falsch läuft und es lautstark ausrufen.

Denn es gibt sie natürlich, die Probleme. Uruguay ist, das habe ich auch gelernt, oft besser dargestellt, als es von den uruguayos wahrgenommen wird. Das oft gezeichnete Bild als „Schweiz Südamerikas“, eine stark europazentralisierte Fremdbezeichnung, kann dann nicht immer mithalten, wenn mir Befreundete und Mitarbeitende von ihren Sorgen und Problemen erzählen. Diese sind allgegenwärtig und enden oft in Frustration, denn - auch das ist tägliche Realität am Río de la Plata - Uruguay mag eine fortschrittliche, stabile und freie Demokratie sein (das ist es auch und es ist beeindruckend, wie dies so gut nach Militärdiktatur und Einflussnahme anderer Länder gelang), gleichzeitig ist auch ein Land, dass oft durch Stillstand und einem gefühlten „Zwang“ zum Kompromiss gebremst wird, so erzählte es mir auch Ana aus dem CAIF.

Sie ist Reinigungskraft und könnte diesen Knochenjob sicherlich auch ohne ihre schlagfertige, liebevolle und wortgewandte Art vollziehen, das macht sie aber nicht. Durch sie konnte ich einen Einblick in die Meinung einer feurigen Anhängerin des „Frente Amplio“ bekommen, ein breites, links-gerichtetes Parteienbündnis, das von Kommunisten bis Christdemokraten alles beinhaltet. Aktuell ist es wieder an der Macht und stellt auch den Präsidenten des Landes Yamandú Orsi, der von vielen und insbesondere auch von Linken als charakterlos angesehen wird.

Das Frente Amplio ist bekannt für seine überaus loyale Stammwählerschaft und für die wahrscheinlich größte Legende Uruguays: Pepe. Dieser Mann, der mit vollem Namen José Mujica hieß, war von 2010 bis 2015 Präsident von Uruguay und weithin unfassbar beliebt. Er prägte die uruguayische Politik wie kein zweiter, seine Aussagen und Entscheidungen hallen immer noch nach und sind, gerade in ärmeren Vierteln, überall zitiert. Obwohl ich vor diesem Freiwilligenjahr tatsächlich so gut wie nichts über Uruguay und dessen Politik wusste, war mir Pepe und seine Bezeichnung als „ärmster Präsident der Welt“ bekannt, spätestens nach seinem Tod 2025. Unter ihm sind die Entkriminalisierung des Schwangerschaftsabbruchs und die Legalisierung von Cannabis und der gleichgeschlechtlichen Ehe Gesetz geworden, was Uruguay als fortschrittliches Land Lateinamerikas weltweit etablierte.

Gleichzeitig ist es allen bewusst, dass Uruguay in der Weltpolitik keine große Rolle spielen kann. Es scheint manchmal den Großmächten wie ausgeliefert, sei es vor Argentinien und Brasilien, mit denen es theoretisch durch das Handelsbündnis MERCOSUR eine freundschaftliche Partnerschaft pflegt und auch kulturell stark verbunden ist, ein gemeinsames Auftreten auf internationaler Ebene aber oft durch Nationalinteressen der beiden Riesen verhindert wird; China, einer der wichtigsten Handelspartner, oder der EU, wo postkoloniale Abhängigkeiten auch heute noch zu Ausbeutung der nationalen Ressourcen führen. Die Wut und Angst in Bezug auf die USA mit ihrer seit Jahrzehnten anhaltenden imperialistischen Agenda in Lateinamerika hat insbesondere nach Trump Angriff auf Venezuela neue Ausmaße angenommen, ein Blick auf die Mauern der Stadt reicht: „¡Fuera Yankis de Latinaamerica!“ -> „Yankees raus aus Lateinamerika!“.

Es ist also diese Ambivalenz, die die Beziehung der Uruguayos zu ihrem Land ausmacht: Sie sind zufrieden, mit dem was sie haben, sie lieben ihr Land, gleichzeitig sind sie sich der Probleme bewusst und scheuen sich nicht davor für Besserung zu kämpfen. Es ist eine Art des Patriotismus, die unaufgerechter wirkt als die von dem stark verwandten Argentinien. Für mich ist es spannend zu sehen, wie die Menschen hier zu den Fragen der Zeit stehen, sich positionieren und zeitweise auch aufregen, wenn etwas falsch läuft. Doch dem alle zugrund liegt eben die Ruhe, die Entspannung, die sich durch alles zieht. Mal sehen, welche weiteren Erfahrungen ich dazu noch machen werden kann, die unscheinbarsten Situationen bergen dabei oft die größten Erkenntnisse

für mich, meist in den Gesprächen oder den Reaktionen der Menschen, mit denen ich Tag ein, Tag aus meine Zeit verbringe.

In meinen beiden Projekten habe ich nun wirklich das Gefühl, angekommen zu sein. Ich habe unzählige kleine Fortschritte über die vergangenen Monate machen können, dass es mir manchmal gar nicht auffällt, wie stark ich mich mehr in den Projekten wohlfühle und tatsächlich als Teil davon verstehe, was zu Beginn auf jeden Fall nicht so der Fall war. Besonders nach den Winterferien und der damit einhergehenden Pause von meinen Arbeitsstellen, bin ich so glücklich, in den beiden Stellen gelandet zu sein, dass es schwer in Worte zu fassen ist.

Im IBV, dem Zentrum für Jugendliche und Erwachsene mit Behinderung, war ich anfangs von der Freiheit, die es mir bot, überfordert. Ich wurde nirgendwo explizit gebraucht, war viel am Begleiten und Lernen, hatte viele Momente, wo ich mir meiner Rolle nicht bewusst und zutiefst verunsichert war, was genau ich denn eigentlich hier mache. Natürlich gab es immer wieder Situationen, die mir sehr viel Spaß machten, doch hatte ich im Allgemeinen das Gefühl, auch im Hinblick auf meine Mitfreiwilligen, wenig in meinem Arbeitsumfeld und damit auch im Jahr angekommen zu sein. Zu dieser Zeit beschloss ich, im CAIF, dem Frühkindergarten, anzufangen, aus dem Grund, dass ich im IBV immer nur halbtags und damit wenige Stunden arbeite. Im CAIF fühlte ich mich von Beginn an sehr wohl, gerade ein neues Umfeld aus Kolleginnen und der Umgang mit den Kindern, die auf einem ähnlichen Spanisch- und Verständnislevel wie ich waren, half mir sehr. Im CAIF ist der



Tagesablauf deutlich mehr geregelt, es gibt feste Uhrzeiten, wo immer dieselben Dinge passieren, ich konnte daher einen einfacheren Zugang finden und auch Aufgaben schneller übernehmen. So kam es, dass ich mich zeitweise stärker auf das CAIF als auf das IBV freute, auch aus dem Grund, dass ich dort tatsächlich früh schon eine wirkliche Hilfe sein konnte und sei es nur bei banalen Dingen, wie nach dem Essen die Tische abzuwischen.

Seit Neujahr bin ich einer neuen, jüngeren Gruppe zugeteilt, die teils deutlich anspruchsvoller ist, als die vorherige, bedingt durch die Eingewöhnung und schwere Familiensituationen. Umso schöner ist es dann Tag für Tag Besserung zu erleben und das Vertrauen der Kinder so liebevoll gezeigt zu

bekommen.

Für mich war und ist diese Kombination aus vormittags im Jugendzentrum und nachmittags mit den Kleinkindern die perfekte Kombination, meine Tage sind dadurch von vornherein höchst abwechslungsreich.

Im IBV bemerkte ich die großen Fortschritte erst so wirklich nach den Winterferien und der damit einhergehenden Pause von meinen Arbeitsstellen. Im Januar und Februar ist das Zentrum zwar geöffnet aber in deutlich geringerem Rahmen, es werden nicht wie sonst die üblichen talleres (Workshops) angeboten, sondern Kartenspiele (wie das fantastische „Truco“) gezoct, Großartiges gebastelt oder - natürlich - Fußball gespielt. Obwohl diese Zeit theoretisch hätte langweilig sein können, war sie für mich ganz das Gegenteil: eine Gelegenheit, mit den Teilnehmenden tatsächlich längere Gespräche zu führen und in einem deutlich entspannteren Setting die Menschen richtig kennenzulernen. Das hat mir Energie und Motivation verliehen, endlich auch etwas Eigenes gestalten zu wollen.

Ab März geht jetzt der normale Arbeitsalltag im IBV los, die unzähligen talleres öffnen ihre Türen, die Pausen sind wieder laut und die Töpfe randvoll bekocht. Es macht mir wirklich unglaublich viel Spaß mit den vielen tollen Menschen zu quatschen, Tischtennis zu spielen, sie in den talleres zu begleiten, ihnen Schach beizubringen, von ihnen Fußball lernen und endlos viele Erfahrungen zu sammeln, soviel, dass ich jetzt schon weiß, wie schwer es mir fallen wird, sie zurückzulassen und wahrscheinlich nicht wieder sehen zu werden. Denn das ist auch etwas, was mich spätestens seit

dem intensive Zwischenseminar unterbewusst, manchmal auch aktiv ignoriert, begleitet: das Jahr ist schon zur Hälfte um, die Mehrheit der Tage hier schon verstrichen.

Gleichzeitig ist das natürlich ein für mich erschreckender Gedanke, wie schnell die Zeit doch schon verflogen ist, dass der Sommer schon langsam abkühlt, andererseits denke ich mir nach jedem neuen, lieben Erlebnis, sei es mit Mitarbeitenden oder Jugendlichen oder den ganz Kleinen, dass diese Glücksmomente mit der Zeit immer mehr geworden sind, ich am Anfang vielleicht einmal die Woche in mich hineingelächelt habe und es jetzt eigentlich jeden Tag, wenn nicht mehrmals am Tag mache. Momente wie mit der aufgeweckten und interessierten Luciana, mit der ich vor einigen Tagen mehrere Stunden lang eine hölzerne Rankhilfe mit Imprägnierfarbe anstrich und dabei ein langes Gespräch über ihr Interesse an Deutschland, ihren Freund und dem Gefühl zu Fliegen führte, bleiben mir in Erinnerung und lassen mich diese Möglichkeit des Freiwilligendienstes nochmal mehr schätzen. Denn so etwas lässt sich nicht replizieren, diese ehrliche Art, eine anderes Leben kennenzulernen halte ich für ungeheuer wertvoll. Dabei ist die Sprache natürlich entscheidend, wo mein Spanisch glücklicherweise immer mehr dem Adjektiv „gut“ näher kommt, aber gerade bei den non-verbalen Freundschaften, die ich geschlossen habe, sei es mit noch nicht sprechenden 2-Jährigen des CAIFs oder sprachbeeinträchtigten Erwachsenen im IBV, bemerke ich, dass ein beachtlicher Teil auch von Intention und Offenheit kommt, und in dieser Hinsicht bin ich auch wirklich stolz auf mich, durch was auch immer bedingt, so gut mit den Meisten in Kontakt und Beziehung gekommen zu sein.

Seit Neuestem fange ich an, eigene Projekte im IBV zu verwirklichen, aktuell viel Wandmalerei. Zusammen mit anderen Jugendlichen, das war mir ungeheuer wichtig, bemalten wir eine Treppe und eine leere, traurige Wand der Gärtnerei. Es sind keine großen Taten, die wir da mit Pinsel und Farbe bewerkstelligen, aber es ist etwas, dass wir zusammen selber kreieren, und das macht mir sehr viel Spaß. Jetzt schmückt die Treppe abstrakte, bunte Formen und die Gärtnereiwand eine fantasievolle Rankpflanze mit gigantischen Blüten. Irgendwie ist es schön, dass ich nach dem Jahr eine klein wenig von mir in Farbe im IBV zurücklasse, so wie es auch schon viele Vorfreiwillige getan haben, gleichzeitig merke ich auch, dass mir die Selbstständigkeit eines eigenen Projektes gut tut und ich mich auf mehr Eigenständigkeit, die durch die Freiheiten des IBVs auch extrem gut wachsen kann, freue.

Generell helfe ich immer dort, wo ich gebraucht werde, oft ist das bei dem täglichen Ausflug des Sportkurses, dort bewundere ich die Harmonie, die beim doch meist sehr intensiven Fußballspielen zwischen den Jugendlichen herrscht, ganz egal, ob der Ball im Netz oder hinterm Zaun landet. Den Taller der Jardinería begleite ich ebenfalls viel, dort ergeben sich immer sehr amüsante Situationen, sei es durch den jungen Lucas, der eigentlich immer nur den Rasen mähen möchte oder von Daphne, die leicht verwirrt konstant nach den Namen ihrer Mitlernenden fragt.

Ich habe die Leute hier so ins Herz geschlossen, dass ich mich manchmal seltsam fühle. Trotz ihrer schwierigen Umstände, trotz Gewalterfahrungen, Drogenkontakt und bitterer Armut sind das hier Menschen, die liebenswerter und lebensfreudiger kaum sein könnten. Es sind Jugendliche, die sich voller Tatendrang mit Leichtigkeit und Freude durch das IBV und ihre Talleres bewegen, mit denen ich mich stundenlang über Fußball, Beziehungen und Religion unterhalten kann. Seltsam deswegen, weil ich weiß, dass sie nur wegen ihrer Geburt keinerlei Aussicht auf eine Chance auf ein Leben außerhalb von Armut besitzen. Trotzdem sind sie glücklich. Warum auch nicht, ist dann die Frage, die ich mir selbst stelle. Warum denn nicht, wenn sie mit ihren besten Freundinnen und Freunden herumrennen, wenn sie verliebt Händchen halten und wenn sie stolz ihre selbstgeschnitzten Handyhalterungen oder frisch gestochenen Fußball-Tattoos präsentieren. Die Traurigkeit und das Unverständnis, dass solche Armut noch existiert,



gewinnt bei ihnen nie die Überhand, ganz im Gegenteil scheine ich davon viel mehr getroffen zu sein, obwohl ich ja gar nicht betroffen bin.

Zuerst rot-orange, dann grünlich, schließlich fantastisch rosa färbt sich der Himmel. Die Sonne geht unter, die Menschen klatschen Beifall zum Naturspektakel, das sich ihnen sooft bietet und trotzdem nie Langeweile provoziert. Ich sitze auf meiner Bank an der Rambla, ziehe ein letztes Mal am Mate und genieße die Atmosphäre, die ich einfach jeden Tag nach kurzem Fußweg erfahren darf. Es haut mich jedes Mal um, dass ich hier einfach so lebe. Die Zeit, die ich bereits hier verbracht habe, war bereits so vollgepackt mit Neuem und Schönerem, dass ich das, was noch kommt, kaum erwarten kann. Ich bin ungeheuer dankbar für alles, was mir hier bereits widerfahren ist und kann mir kaum vorstellen, wie es noch besser werden könnte. Und trotzdem scheint es das immer zu werden, ob mit meinen Mitarbeitenden, meinen Freund*innen in meiner WG, den Kindern im CAIF oder den Jugendlichen und Erwachsenen aus dem IBV.